

Schwer gebüßt.

Novelle von **A. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Barhäuptig flieht ein Mann durch die hereinbrechende Dunkelheit. Plan- und ziellos stürzt, wie ein Wahnsinniger, Emil v. Minden über die Felder hinweg, in's Ungewisse, in die Weite. Nur fort, fort! Entfliehen sich selbst, entfliehen den fürchterlichen Gedanken, entfliehen dem Lachen des Hohns, das hinter ihm herschallt!

Er hört die lachenden Dämonen, die ihn verfolgen und verhöhnen, ihn, den betrogenen Betrüger, den um seine Beute geprellten Dieb! Sie verlachen ihn, der zum Räuber geworden ist an seiner eigenen Ehre, an seiner Schwester Glück!

Wer glaubt ihm, wenn er jetzt sagt, daß dieser Brief ohne Inhalt gewesen ist? Wer wird ihn nicht verlachen, wenn er behauptet, selbst um die Frucht seines Raubes betrogen zu sein?

Er ist entehrt, er ist verloren! Aber nicht er allein. Wenige Minuten ruhigen Nachdenkens haben ihn darüber belehrt, daß er das fürchterlichste Verbrechen begangen hat an seinem unschuldigen Schwager, an seiner Schwester. Sein Schwager, der Beamte, wird verantwortlich gemacht werden für den Verlust des Briefes, er wird vielleicht um seine Stellung kommen und gerichtlich bestraft werden.

Die guten Menschen, die ihm, dem Leichtsinnigen, dem Elenden, nur Wohlthaten erwiesen haben, sie sind entehrt gleich ihm, sie sind mitsammt ihrem Kinde einer ungewissen, entsetzlichen Zukunft überliefert!

Wenn es etwas gäbe, wodurch er wieder gut machen könnte, was er verbrochen, er würde es thun, und müßte er das schwerste Opfer bringen, müßte er den Egoismus, der ihn bisher beherrschte, aus seinem Herzen reißen.

Und muß er nicht ein Opfer bringen? Muß er nicht dieses Leben von sich werfen, trotzdem dieses Opfer keinen Werth hat?

Kann er denn weiter leben? Kann er es wagen, den Morgen zu erwarten, ohne zu erröthen, wenn ein fremdes Menschenauge in sein Gesicht blickt?

Er ist niedergesunken, erschöpft nicht nur vom Laufen, sondern auch von der fürchterlichen Aufregung, die in ihm tobt. Er hört das Schlagen seines eigenen Herzens, er hört ein Rollen und Brausen in seinen Ohren, und in dieses eigenthümliche, glockenartig tönende Geräusch mischt sich ein fernes, wirkliches Brausen und Rollen. Aus weiter Ferne klingt es herüber, hin und wieder fast erlöschend, dann sich mehr und mehr nähernd.

Der Eisenbahnzug kommt angerollt. Drüben muß die Eisenbahn sein.

Mit einer letzten Aufraffung der Energie springt Emil v. Minden auf und stürzt vorwärts in der Richtung, in welcher er den Eisenbahndamm erreichen muß.

Vor ihm erscheint der Wall des Eisenbahndammes, den er heransteigt, auf Händen und Füßen kriechend, mit stöhnender, ächzender Brust, erschöpft vom Laufen und fast um den Verstand gebracht von den Gedanken, die in seinem Gehirn wüthen.

Näher und näher klingt das Rollen des Zuges. Nur nach Minuten noch kann man die Zeitspanne bemessen, innerhalb welcher er den Ort erreicht haben wird, wo ein verzweifelter, von Reue gepeinigter Mensch seinen Leib zum Zerfleischen auf die Schienen wirft, um diesem Leben voll unerträglicher Qualen ein Ende zu machen.

Näher und näher tönt das Rollen. Im Grase umher, in welchem der dem Tode Geweihte liegt, zirpen die Grillen, klingt die halbleise Heimchenmusik wie ein Abschiedsgruß von der Welt, die so still und friedlich daliegt, die große, elende Heuchlerin, die Würgerin, auf der es nur Qualen gibt, Noth und Elend, und die doch machtlos ist gegenüber dem Menschen, der mit einem Sprunge sich all' diesem Jammer entzieht!

Die Schienen klingen und klirren. Mehr und mehr vibrirt der Boden. Durch die Luft tönt ein Brausen und Rauschen. Ein Gefühl von Todesangst krampft das Herz des Unglücklichen zusammen.



Schlimme Wirkungen.
Nach einem Gemälde von Professor Ferd. Barth. (S. 12)

Dort, um die Biegung, erscheinen die Laternen des Eisenbahnzuges. Ohrbetäubend klingt das Rasseln und Rollen.

Mit wahnsinnig glänzenden Augen rafft sich der Unglückliche empor und wirft sich über die Schienen. Binnen wenigen Sekunden — wie furchtbar lang sind sie — binnen wenigen Sekunden muß der Zug über ihn hinweggehen, und alle diese Qualen und Martern und dieses letzte Jammergefühl sind vorüber.

Schon ist der Zug heran. Da ergreift eine mächtige Faust Emil v. Minden und reißt ihn herunter vom Bahnkörper, den Damm hinab, eine Sekunde bevor der Zug die Strecke donnernd passirt.

2.

Willenlos hatte sich Emil von jener kräftigen Hand gewissermaßen aus dem Rachen des Todes reißen und den Damm herabschleudern lassen. Befand er sich doch durch die Todesangst und die entsetzliche Aufregung in einem Zustande der Bewußt- und Wehrlosigkeit, der es ihm auch unmöglich machte, sich von seinem Falle und Sturze ohne Weiteres zu erheben.

Schluchzend blieb er mit dem Gesicht im Grase liegen, während das Rasseln und Donnern des Zuges mehr und mehr verhallte. Wiederum tönten aus dem Grase die zirpenden Stimmen der Cicaden, und Emil wagte es, sein thränenüberströmtes Gesicht zu erheben und ängstlich um sich zu blicken.

Neben ihm an der Dammböschung saß eine Gestalt, die er im Halbdunkel nur unbestimmt erkannte, die aber einen eigenartigen Eindruck auf ihn machte. Es war ein alter Mann mit grauem Vollbart, der ihn jetzt mit einem Paar tief in den Höhlen liegenden Augen, aus denen ein ganz unheimliches Feuer zu leuchten schien, so ruhig anblickte, als wäre nichts vorgefallen.

Als er den Eindruck bemerkte, den seine Erscheinung auf Emil machte, sagte er gleichmüthig: „Ihr waret da eben im Begriff, eine große Dummheit zu begehen; Ihr wolltet Euch überfahren lassen. Ich versichere Euch, das ist eine Thorheit. Mit dem Tode hat es dann noch Zeit, wenn er von selbst kommt, und es ist sehr thöricht, ihm entgegen zu laufen. Zufälligerweise beobachtete ich Euch von jenem Busch aus schon seit längerer Zeit, und als ich Euch hier ankommen und Eure Grimassen machen sah, dachte ich mir bald, daß Ihr nichts Gutes im Schilde führtet. Dankt es dem sonderbarsten aller Zufälle, der mich veranlaßte, mich hier zu verbergen, denn ich hoffte, einen Anderen vorüberkommen zu sehen, als Euch, der Ihr wie ein Unsinniger angestürzt kamt."

Emil erhob sich mühsam zur sitzenden Stellung und sagte mit wiederkehrendem Trotz: „Wer hieß Sie mich retten? Wie kommen Sie dazu, mich zurückzureißen in ein Leben, das ich nicht ertragen will und nicht ertragen darf?"

„Fragt nicht so dumm," entgegnete der Alte gleichmüthig. „Die einfachste Pflicht der Menschlichkeit hat mich veranlaßt, Euch da von den Schienen wegzureißen und hinunter zu werfen. Ich kann Euch allerdings nicht hindern, Euer Vorhaben heute Nacht noch oder morgen früh zu wiederholen, aber ich sage Euch, Ihr seid ein Narr, wenn Ihr es thut, und besonders, wenn Ihr da von Verzweiflung und Nichttragenkönnen des Lebens sprecht, seid Ihr erst recht ein Narr."

„Und wenn ich ein Verbrecher wäre?"

„Und wenn Ihr ein Verbrecher wäret, so hättet Ihr allen Grund, Euch nicht vor den Richterstuhl Gottes zu drängen, vor dem Ihr Rechenschaft ablegen müßt. Wenn Ihr ein Verbrecher wäret, so solltet Ihr wahrlich wünschen, daß Euer Leben verlängert wird, damit Ihr bereuen und Buße thun könnt, denn es kann Alles in der Welt gebüßt werden, wenn nur das Herz die wahre Reue empfindet."

Schluchzend fiel Emil wieder auf das Gesicht. Was war das für ein fürchterlicher Mensch, der ihm Trostesworte sagte, gegen die nichts einzuwenden war, und die doch wie glühende Dolche in das Herz des Verzweifelten drangen? Wer war dieser eigenthümliche Mensch, der wie ein Rettungsengel erschienen war und mit seiner Gleichmüthigkeit jetzt wie ein Rächer erschien, der richtet über Recht und Unrecht?

Emil hoffte fast, der Mann würde verschwunden sein, als er sein Gesicht wieder erhob, aber der Alte saß noch immer am Rande der Böschung und nagte an einem der Grashalme, die er abgerissen hatte.

„O, wenn ich ein Mittel wüßte, um zu büßen, um ungeschehen zu machen, was ich gethan habe!" rief Emil und erhob die Hände zum Himmel mit einem so fürchterlichen Ausdruck des Gesichts, daß man wohl sehen mußte, wie ernst ihm diese Worte waren, wie sehr sie ihm vom Herzen kamen.

„Ihr redet verwirrtes Zeug!" sagte wiederum gleichmüthig der alte Mann. „Geschehene Dinge können nicht ungeschehen gemacht werden! Aber man kann durch ein Leben voll Reue, voll guter Vorsätze und Handlungen wieder gut machen, was man that, und wäre es selbst das Fürchterlichste gewesen. Ich kenne Euch nicht, aber nach Eurer Kleidung und Eurer Sprache scheint Ihr mir zu den besseren Ständen zu gehören. Um so mehr müßt Ihr die Richtigkeit dessen einsehen, was ich sage, obgleich ich Euch meine Ueberzeugung nicht aufdrängen will. Wenn Ihr Hilfe braucht, so rechnet auf mich. Ich nehme sonst kein Interesse an Euch, wenigstens nicht mehr, als an jedem anderen Menschen, aber da ich Euch rettete, so will ich Euch auch weiter behilflich sein. Kommt mit mir, wenn Ihr wollt. Ich wohne weit von hier jenseits der Grenze, und ich möchte nach Hause."

Er reichte Emil die Hand, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein, aber Emil ergriff diese Hand nicht, sondern verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„Ich bin nicht würdig," stöhnte er dann, „daß ein ehrlicher Mann sich meiner annimmt. Gehen Sie von mir, daß Sie mein Hauch nicht beflecke und vergifte. Ich bin einer der elendesten und undankbarsten Menschen, welche die Welt trägt!"

Der Alte lachte auf, kurz und eigenthümlich; es klang wie Hohn. „Ich fürchte mich nicht vor Euren Flecken!" sagte er. „Ich habe selbst einen Flecken. Ich habe mir diese grauen Haare im Zuchthause geholt. Ich habe fünfzehn Jahre im Zuchthause gesessen. Ich könnte auch noch hinzufügen unschuldig, aber ich weiß nicht, ob Euch das interessirt und ob Ihr mir das glaubt. Mir ist's auch gleichgiltig, ob Ihr es glaubt oder nicht. Kommt jetzt, Jammermann; Ihr seid nicht in einer Stimmung, um klare Gedanken fassen zu können. Laßt daher andere Leute für Euch denken. Der Zweck meiner Reise ist heute verfehlt, und ich will vor Tage zu Hause sein."

Der Alte ergriff den Arm des Willenlosen und hob ihn empor, bis Emil zitternd auf seinen Füßen stand. Dann schob er seinen Arm unter den des jüngeren Mannes und zog diesen mit sich fort.

Sie schritten so rasch aus, als es möglich war, und trotzdem Emil mit sich selbst zu thun hatte, fiel ihm doch die Elastizität und Sicherheit auf, mit welcher der alte Mann ging. Er sagte sich unwillkürlich, daß diese grauen Haare wohl kaum vom Alter herrühren konnten, daß sie wohl hervorgebracht waren durch Kummer und Sorgen.

Ja, ja! der Mann hatte sich gewiß diese grauen Haare im Zuchthause geholt, und Arm in Arm mit einem Zuchthäusler schritt Emil v. Minden durch die Nacht dahin. Und dieser Zuchthäusler war seine einzige Rettung, sein einziger Trost, seine einzige Stütze! Dieser Zuchthäusler war der einzige Freund des ehrlosen Emil v. Minden, der sich selbst und die Zukunft der Menschen vernichtet hatte, die ihm am nächsten standen und die sich ihm gegenüber so freundlich und hilfreich erwiesen hatten.

Wohl eine Stunde mochten sie stumm dahingewandert sein, als der alte Mann zuerst das Schweigen brach und flüsternd sagte: „Paßt jetzt etwas auf! Wir kommen gleich an die Grenze, und wenn es mir auch gleichgiltig wäre, angehalten zu werden, so wäre es vielleicht für Euch nicht so gleichgiltig. Vielleicht verfolgt man Euch. Die Grenze ist hier leicht zu passiren. Nur ein trockener Graben bildet dieselbe. Sind wir erst drüben im Gehölze, so sind wir gesichert."

Abermals ging es schweigend vorwärts, aber im Kopfe des jungen Mannes tobten neue, fürchterliche Gedanken.

Sein zuchthäuslerischer Genosse neben ihm nahm an, er würde verfolgt werden. Ob man ihn wohl verfolgte? Wahrscheinlich! Was blieb seinem armen Schwager denn anders übrig, wenn er sich selbst vor einer gerichtlichen Anklage, vor dem vollständigen Untergange retten wollte, als ihn als den Dieb zu bezeichnen? Zwar, wenn er dies that, so unterschrieb er damit das Todesurtheil der alten Frau, deren Stolz durch alles Unglück nicht gebeugt war, die in der bittersten Armuth sich aufrecht erhielt durch das Andenken an die Zeit des Glanzes und an die Ehre des Familiennamens.

Ja, ja, gewiß! Sein Schwager mußte ihn nennen, und man würde ihn verfolgen. Trotzdem aber war gewiß der arme Beamte dann noch nicht aus allen Schwierigkeiten heraus, denn es war gegen alle Instruktion von ihm gehandelt, seinen Schwager allein in dem Postbureau zu belassen. Wahrscheinlich zwang man, nach der Vorschrift, den armen Beamten, die Summe, welche angeblich in dem Briefe enthalten gewesen war, von seinem Gehalt zu ersetzen. Die Summe, welche der Brief hätte enthalten sollen — der Brief eines schurkischen Betrügers!

Emil erröthete vor sich selbst, als er daran dachte, daß er einen Anderen schmähte, der um nichts schlechter war, als er selbst. Ein Dieb war er, ein ehrloser Dieb, den man mit Steckbriefen verfolgte, der die Mutter mit Schande in das Grab, der die Schwester und den Schwager in das Elend gebracht hatte!

Die Kniee des Unglücklichen knickten zusammen, und der alte Mann bedurfte aller Kraft, um den Zusammenbrechenden aufrecht zu halten.

„Heda!" sagte er; „Ihr scheint nicht mehr gut auf den Beinen zu sein, ich dachte, Ihr wäret kräftiger. Aber geduldet Euch noch einen Augenblick. Es geht bald zu Wagen weiter."

Er ließ Emil in die Kniee sinken und suchte in seinen Taschen nach einem Fläschchen, das er an die Lippen des halb Ohnmächtigen hielt. Dieses Fläschchen war mit Kirschgeist gefüllt, und Emil trank einige Züge daraus, durch welche er sich augenblicklich etwas belebt fühlte. Er raffte sich wieder auf und ließ sich von dem alten Mann weiter schleppen, der indeß schon nach wenigen Minuten mit ihm an ein einzeln stehendes Gehöft kam und sagte: „Wartet hier ruhig auf mich. Ich hole nur mein Pferd heraus."

Emil sank an dem Zaun nieder und lehnte, leise schluchzend, seinen Kopf gegen die rohen

Planken, aus denen dieser Zaun bestand. O, warum erbarmte sich Gott nicht seiner, Gott, der seine Reue sah, und ließ ihn sterben in diesem Augenblicke!

Man hörte einige Worte auf dem Hofe sprechen, dann öffnete sich das Thor, und der alte Mann kam auf einem Korbwägelchen, das mit einem Pferde bespannt war, herausgefahren. Er rief Emil an und half ihm sogar beim Aufsteigen, denn dieser war so erschöpft, daß ihm die Kraft fehlte, sich über die Seite des Wagens zu schwingen.

„Legt Euch dort auf das Stroh. Wir haben einen weiten Weg, und die Ruhe wird Euch wohlthun.

Ho!" rief er dann dem Pferde zu. „Vorwärts, lauf' zu. Du weißt am besten, wie weit du es noch bis zur Krippe hast. Der Mond geht bald auf, und wir haben einen guten Weg."

Das Pferd schien in der That seinen Herrn zu verstehen, denn es stieß ein lautes Schnauben aus und setzte sich dann energisch in Trab.

Emil hatte sich in dem Stroh des kleinen Korbwagens, dessen Hintertheil mit einer Plane aus Segeltuch überspannt war, niedergelegt, und trotz der fürchterlichen Seelenpein, die ihn erfüllte, empfand er doch ein wohliges Gefühl im Körper, als er sich auf dem Stroh ausstrecken konnte; trotz des Schüttelns und Rasselns des Wagens war er binnen wenigen Minuten eingeschlafen, denn sein auf's Aeußerste erschöpfter Körper versagte ihm den Dienst.

In ziemlich schneller Gangart fuhr der Wagen durch die Mondnacht dahin. Der Weg führte ununterbrochen durch den Tannenwald, dessen Rauschen dem Schläfer auf dem Wagen wohl das Schlummerlied sang, denn er erwachte nicht, selbst wenn Pferd und Wagen von dem Sandwege auf die Chaussee oder härtere Pfade abbogen. Die Nacht war mild und friedlich. Die Eintönigkeit der Gegend, welche bei Tage so melancholisch wirkt durch die abwechselungslose Aufeinanderfolge von Wald, Waldblößen und schlecht bestandenen Feldern, erschien verklärt im Mondlicht.

Der alte Mann warf hin und wieder einen Blick auf den Schlummernden, aber sein Gesicht verrieth nichts davon, ob er weiteren Antheil an dem Manne nehme, den er dem Tode und, wie es schien, auch der Verzweiflung entrissen hatte.

Nur einmal unterwegs wurde angehalten; an einem klaren Bache wurde dem Pferde Zeit gelassen, um zu trinken. Dann ging es wieder weiter, bis der Morgen hereinbrach, und Mond und Sonnenlicht um die Oberherrschaft kämpften.

Als es heller Morgen geworden war, erreichte der alte Mann, der Emil v. Minden fuhr, mit seinem Gefährt eine Lichtung, auf der eine Anzahl von Kohlenmeilern stand, deren Vorhandensein sich schon vorher durch den brandigen Geruch verrathen hatte. Hoch aufgeschichtet zu kegelförmigen Haufen stand das gespaltene Holz, überdeckt mit Erde und Rasen, in dessen Innern die Gluth brannte, durch welche das Holz in Holzkohle verwandelt werden sollte. Einige Köhler mit ihren kolossalen Schürbäumen waren an den Meilern beschäftigt, und sie schienen wohl das Gefährt zu kennen, denn sie beachteten es kaum, als der Alte ein Stück seitwärts von den Meilern vorüberfuhr und dann in einen wenig befahrenen Waldweg einbog.

Nach einigen Minuten hielt er vor einem hölzernen Blockhause still, das in seiner wilden Einfachheit so recht zu der Umgebung paßte, in der es lag. Mitten im dichtesten Tannenforst, der urwaldähnlich aussah, lag das Haus, welches aus übereinander gelegten Balken errichtet und mit einem Schindeldach versehen war. Zwei kleine Fenster neben der Hausthür rechts und links bildeten die ganze Front, während ein hoher Plankenzaun das Gehöft umgab, innerhalb dessen außer dem Hause noch einige Wirthschaftsgebäude standen und ein großer Hund sein lautes Gebell hören ließ.

Das Plankenthor wurde durch ein barfüßiges kleines Mädchen geöffnet, das sowohl in seinem Gesicht wie durch seine zerzausten Haare, seine schmutzige und zerrissene Kleidung den ganzen Typus der auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden polnischen Bevölkerung repräsentirte. Dann erschien auch an einem der Fenster ein blasses Frauenantlitz, welches aber sofort wieder verschwand.

Das Mädchen hatte den Lenker des Gefährts Herr Martens genannt. Dieser strängte das Pferd ab und schob den Wagen mit dem noch immer schlummernden Emil v. Minden in eine Art Schuppen. Dann führte er das Pferd in den Stall, während das kleine Mädchen neugierig auf den Wagen kletterte, in dem der Fremde lag, und in dessen bleiches Gesicht blickte. Mit der Geschwindigkeit eines Affen huschte sie aber wieder herunter, als sie Martens nach dem Hause zu gehen sah, in dem er bald darauf verschwand.

Von dem Hausflur aus trat Martens durch eine Seitenthür in ein Zimmer, welches einfach, aber sauber eingerichtet und möblirt war. Der Tisch war gedeckt, und mit den Kaffeetassen machte sich ein Mädchen zu schaffen, welches sich jetzt beim Eintritt des Mannes umblickte und ihm zunickend sagte: „Guten Tag, Vater! Der Kaffee ist bereit."

Es lag in diesem Umblicken, in dem Gruß und in der Stimme ein Gleichmuth und eine Ruhe, die etwas Auffallendes hatten. Die ganze Erscheinung des Mädchens aber gehörte nicht zu den gewöhnlichen. Auf der vollen, hohen Gestalt saß ein schöner Kopf, dessen dunkelbraunes Haar einfach in einen Knoten aufgebunden war. Das Gesicht war nicht nur regelmäßig, sondern schön, aber über ihm lag etwas wie ein Hauch oder ein Nebel, ein unerklärliches Etwas, welches die Schönheit dieses Gesichtes nicht zur Geltung kommen ließ. Dieses Gesicht hatte etwas Marmorartiges, Statuenartiges, und selbst die Augen blickten fast starr, und die Lider hoben sich nur auf einen Augenblick von den dunkelblauen Augensternen, wenn das Mädchen sprach.

„Ich danke Dir, Bertha," entgegnete Martens und nahm an dem Tische Platz.

Seine Abwesenheit oder seine Rückkunft schien nichts Außergewöhnliches oder Besonderes zu sein. Es wurde wenigstens kein Wort weiter zwischen Vater und Tochter gewechselt, sondern Beide verzehrten still das Butterbrod und den Kaffee.

Nachdem Martens sich gesättigt hatte, schob er die Tasse zurück und sagte: „Ist irgend etwas vorgefallen während meiner Abwesenheit?"

„Loßmann war hier," entgegnete Bertha.

„Er war hier?" sagte Martens erstaunt; „und ich vermuthete ihn jenseits der Grenze. Was wollte er? Ich glaube, er hat mich absichtlich fortgelockt und die Nachricht von seiner Abreise ausgesprengt, um hier freies Spiel zu haben. — Was wollte er?" wiederholte Martens heftig, und die Finger seiner Hand, die auf dem Tische lag, zitterten nervös.

Mit demselben gleichmüthigen Gesichtsausdruck und mit derselben ruhigen Stimme, wie vorher, entgegnete Bertha: „Er hat mir gesagt, daß er mich heirathen wolle."

Martens stieß einen Fluch aus und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Heirathen will er Dich?" sagte er. „Ich glaube, Du bist nicht bei Sinnen, oder Du willst Dir mit mir einen Scherz machen."

Bertha warf ihrem Vater einen Blick zu, einen kurzen, aber so ausdrucksvollen Blick, daß dieser sofort besänftigt wurde und fortfuhr: „Ich weiß wohl, daß Dir nichts ferner liegt, als zu scherzen. Also er war hier und hat um Deine Hand angehalten; und was hast Du ihm erwiedert?"

„Ich habe ihm für sein Anerbieten gedankt und habe ihm die Thür gewiesen."

„Und was sagte er — was that er?"

„Er redete verwirrtes Zeug; ich verstand ihn wenigstens nicht, oder wollte ihn nicht verstehen. Er erzählte mir, wie er mir zugethan sei, und wie er mein Lebensglück begründen wollte; wie es thöricht von mir sei, mich hier zu begraben und eine Buße auf mich zu nehmen für etwas, was ich nicht begangen hätte. Er erklärte mir, daß seine Gefühle aufrichtig seien, und daß ich mein Glück nicht von der Hand weisen sollte."

„Er, er," sagte Martens und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, „er wollte Dein Glück begründen! Und warum schlugst Du nicht ein — warum nahmst Du dieses Glück nicht an, als er es Dir bot? Warum wiesest Du ihn zurück. Du, die Tochter des Zuchthäuslers, den Mann, der Dein Glück begründen, der Dich ehrlich machen wollte?"

Zum ersten Male sah Bertha etwas weniger gleichmüthig als vorher aus. Sie warf einen prüfenden Blick in das Gesicht ihres Vaters, als wisse sie nicht, ob er ironisch oder im Ernste zu ihr rede.

„Vielleicht war es unrecht," fuhr Martens fort, „daß Du ihn zurückwiesest. Es wird so leicht kein anderer Freier kommen, der zugleich mit Dir den Makel auf sich nimmt, der auf Dir durch Deinen Vater lastet. Wer Dich heirathet, der heirathet mein Zuchthaus mit, und wäre er der stärkste und vernünftigst denkende Geist, so wird er erliegen dem Makel, den er um meinetwillen auf sich nimmt."

Martens schluchzte plötzlich auf und legte den Kopf auf die Arme und diese auf den Tisch. Schluchzen erschütterte den Körper des so eisenfest aussehenden Mannes.

Wenn er aber nicht gefühllos war, so war es gewiß seine Tochter die nicht einmal einen Blick auf ihren Vater warf, der ihr gegenüber saß, überwältigt von Schmerz und Schamgefühl. Sie erhob sich leise und ging hinaus, den alten Mann sich selbst überlassend.

Nach einiger Zeit erhob sich Martens, und sein Gesicht sah bleich und finster aus.

„Ich sollte mich nicht davon überwältigen lassen," murmelte er, „schon um ihretwillen. Aber es ist zu viel, zu viel! Wie lange willst Du mich noch prüfen?" setzte er dann hinzu und hob die Arme empor. „Wie lange willst Du mich prüfen, Gott im Himmel, mich und mein armes Kind? — O, wer sie begreifen könnte, Deine unerforschlichen Rathschlüsse! —

Und er war hier," setzte Martens nach einer Pause hinzu, „und wollte mein Kind zu seinem Weibe machen, während ich fort war und ihn suchte und einen Anderen fand."

Martens besann sich plötzlich, daß er seinen sonderbaren Gast noch draußen auf dem Wagen habe. Er eilte hinaus nach dem Schuppen, wo er das kleine polnische Mädchen rasch vom Wagen herunterschlüpfen sah. Er trat zu dem Wagen, in welchem noch immer Emil v. Minden lag, aber jetzt mit offenen Augen, welche anscheinend ziellos in's Leere starrten. Martens schüttelte ihn, und der Unglückliche heftete seine Augen stier und verständnißlos auf seinen Retter, bis dieser ihm sagte: „Wie geht es Euch? Habt Ihr ausgeschlafen?"

Emil wies auf seinen Kopf und auf seine Brust, dann wieder auf den Kopf, gab aber sonst keinen Laut von sich und fuhr nur in Pausen mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas verscheuchen. (Fortsetzung folgt.)

Schlimme Wirkungen.

(Mit Bild auf Seite 9.)

Der biedere alte Herr im Kostüm der Zopfzeit, den wir auf dem ergötzlichen Bilde von Professor Ferd. Barth (siehe den Holzschnitt auf S. 9) in so bedauernswerther Verfassung neben einem Fasse Grüneberger erblicken, hat offenbar die „schlimmen Wirkungen“ dieses Rebensaftes zu erdulden. — Wir wollen jedoch nicht unterlassen hinzuzufügen, daß es in Wirklichkeit mit dem Grüneberger durchaus nicht so schlimm ist, wie man ihn scherzhafter Weise wohl hinzustellen pflegt. Er darf mit Schiller's Maria Stuart von sich behaupten, besser zu sein, wie sein Ruf. Namentlich der neuerdings daraus an Ort und Stelle fabrizirte Schaumwein mundet vortrefflich und hinterläßt auch keinerlei „schlimme Wirkungen.“

Die Synagoge in Florenz.

(Mit Abbildung.)

In Florenz erhebt sich zwischen der Via de' Pilastri und der Piazza d'Azeglio links von einem freien Platze an der Via San Ambrogio die nach den Zeichnungen der Ingenieure Falcini, Treves und Micheli unter Beihilfe von Cioni ausgeführte Synagoge. Der Prachtbau ist im maurischen Style gehalten und überrascht durch die malerische Wirkung und die Mannigfaltigkeit der Dekorationen. Auch im Inneren, welches uns untenstehende Illustration vor Augen führt, ist der maurische Styl, dessen vollkommenstes Muster die Alhambra in Granada darstellt, bis in die kleinsten Einzelheiten beibehalten. Wir sehen daher nicht nur, die Gewölbe und die Ornamentik der Wandflächen, sondern auch die Kronleuchter und die sämmtlichen Geräthe in demselben ausgeführt.

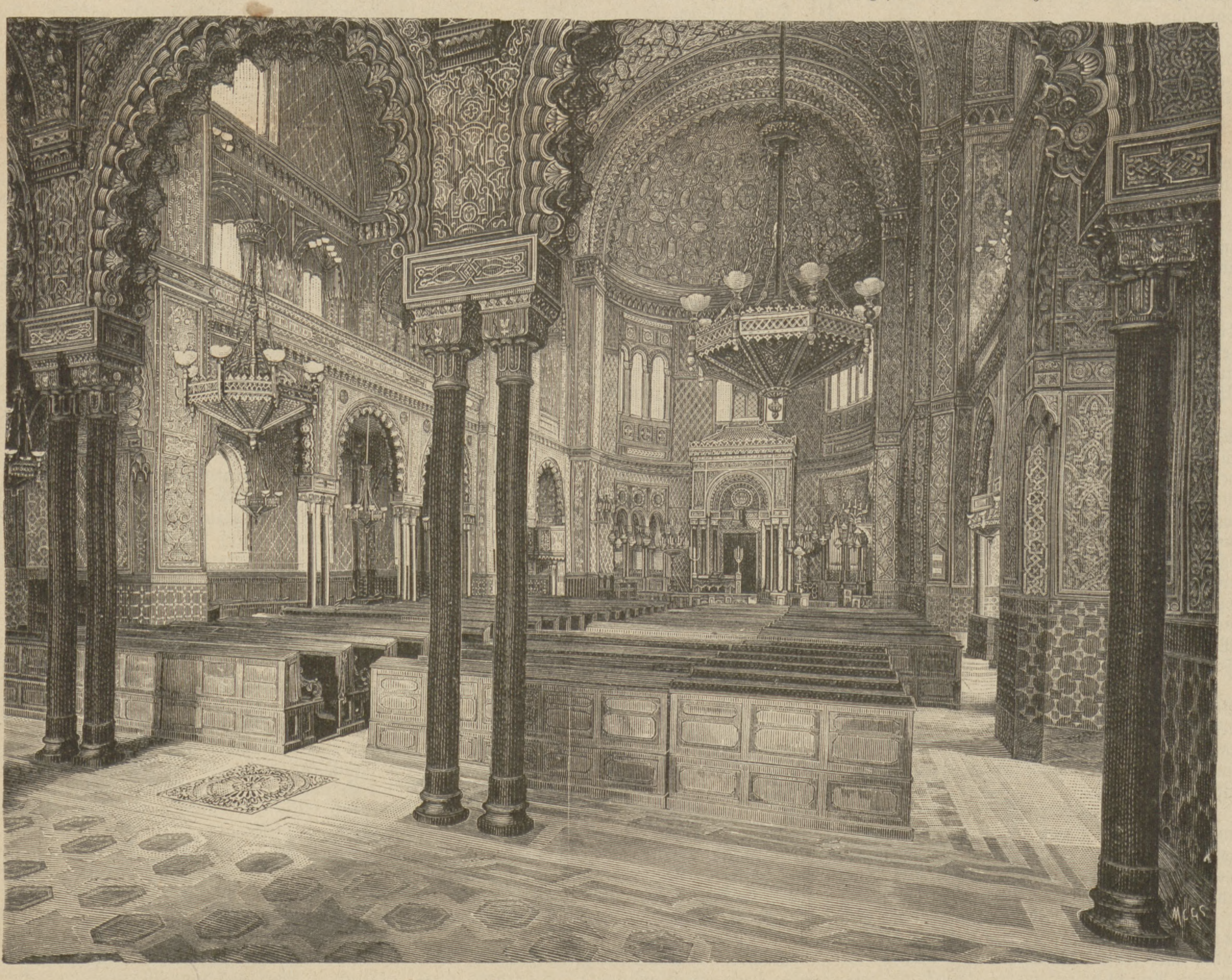
Ein Fehlschlag.

Historische Erzählung von

P. E. v. Areg.

1.

In dem ebenso geschmackvoll als kostbar ausgestatteten Balkonzimmer eines Palastes



Inneres der Synagoge in Florenz.

auf dem Newski-Prospect in St. Petersburg saßen auf einem Divan nebeneinander in lebhafter Unterhaltung ein schöner, schlank gewachsener junger Mann und eine Dame von etwa dreiundzwanzig Jahren, aber von so reizvoller Schönheit, daß jedes Mannes Auge bewundernd an dieser Anmuth und Lieblichkeit hängen bleiben mußte. Es war die Wittwe Natalie Pawlowna Karaschnikow, und der neben ihr sitzende Mann war der Zar Alexander I. von Rußland.

Unsere kleine Geschichte spielt im Jahre 1805, also zu einer Zeit, wo der am 23. Dezember 1777 geborene Kaiser in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre stand. Wenn wir hier über die Persönlichkeit des Zaren eine Beschreibung geben, welche von einem Zeitgenossen stammt, der den Kaiser zehn Jahre später auf dem Wiener Kongresse sah, so wird uns diese sicher ein zutreffendes Bild des Monarchen geben.

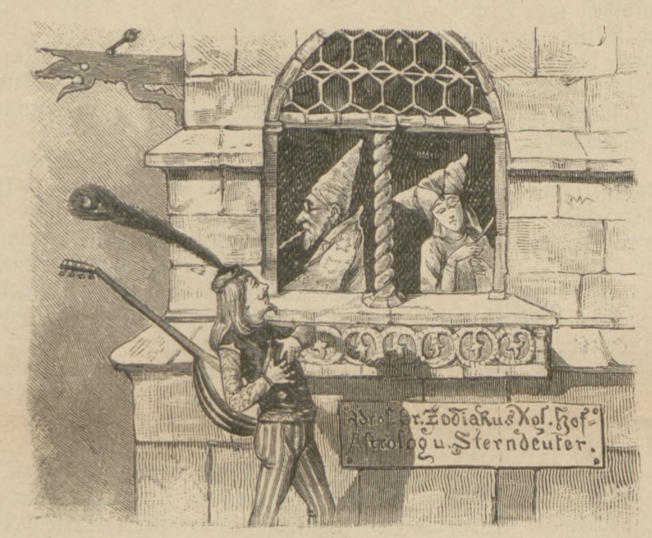
Alexander war von großer, kräftiger aber vollkommen eleganter Gestalt, sein leicht gelocktes Haar goldblond mit einem röthlichen Schimmer; er hatte fein gebildete Züge, ein Paar lebhafte, feurige blaue Augen, einen Mund von ausgezeichneter Schönheit, eine zarte rosige Gesichtsfarbe und dabei einen so edlen und königlichen Anstand, daß er Jedermann, selbst den übrigen Kaisern und Königen, dadurch imponirte.

Es ist leicht zu errathen, wie die Frauen über einen Mann geurtheilt haben mögen, der nicht allein mit so vielen körperlichen Vorzügen, sondern auch mit einem sehr lebhaften Geiste, einem wahrhaft edlen Herzen ausgestattet und — der Kaiser eines der mächtigsten Reiche Europa's war. Er ist in der That bis zu seinem frühzeitig erfolgten Tode ein Liebling der Frauen gewesen, von denen er vergöttert wurde.

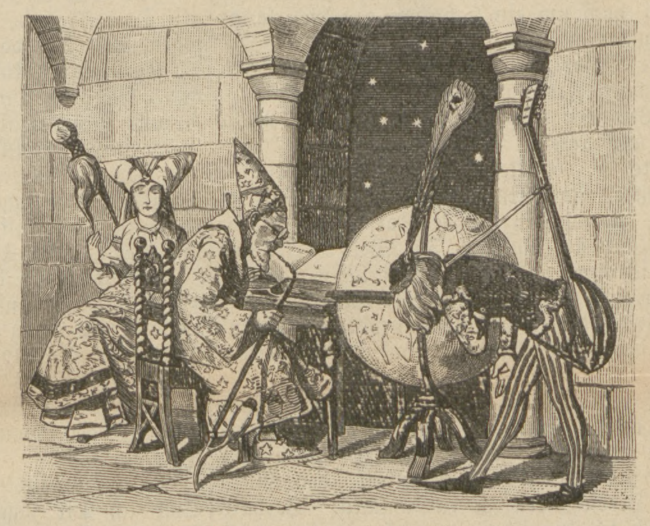
Nur von einer nicht und gerade an diese hatte er sein Herz verloren. Alles Ernstes ging er mit dem Gedanken um, der schönen Natalie Karaschnikow, bei welcher wir ihn in lebhafter Unterhaltung finden, Hand und Krone zu bieten. Er warb feurig um ihre Gegenliebe, sie aber wich allen seinen Schwüren und Betheuerungen geschickt aus, ein Umstand, der natürlich seine Leidenschaft nur noch erhöhte.

Natalie Karaschnikow war aus einer sehr alten Adelsfamilie und durch ihren verstorbenen Gatten sogar in nahe Beziehungen zur kaiserlichen Familie gekommen. Noch als halbes Kind war sie einem ungeliebten Manne angetraut worden, der aber schon nach kaum zweijähriger Ehe aus dem Leben geschieden war

Humoristisches: Die Prophezeiung.



Ein Astrolog zu Köln am Rhein
Besaß ein schönes Töchterlein.
Ein Troubadour, der unten ging
Bei ihrem Anblick Feuer fing.



Er ging, sobald der Abend kam,
Zum Astrologen lobesam,
Und bat, daß er ihm sagen möchte,
Was ihm die nächste Zukunft brächte.



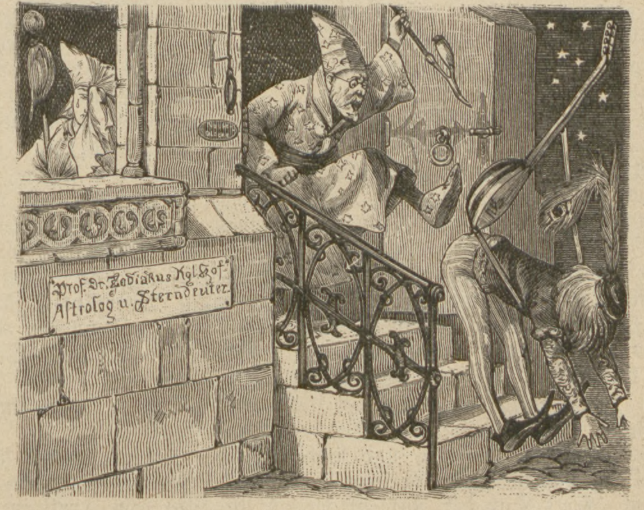
In Wahrheit wollt' der Troubadour
Charmiren mit der Tochter nur,
Indeß Papa in weiten Fernen
Die Zukunft weissagt aus den Sternen.



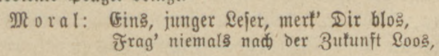
Der Alte aber war nicht dumm,
Er dreht sich unvermuthet um,
Und was sein Auge da erschaut,
Davon war er nicht sehr erbaut.



Er spricht mit väterlichem Zürnen:
„Mein Sohn, ich las in den Gestirnen,
Die nächste Zukunft unbedingt
Dir wohlverdiente Prügel bringt.



Um jeden Zweifel gleich zu heben,
Will ich Dir selbst die Prügel geben!"
So rief der Astrologe aus
Und warf den Troubadour vor's Haus.



Moral: Eins, junger Leser, merk' Dir blos,
Frag' niemals nach der Zukunft Loos,
Die Prügel, die verdient mit Fug,
Kriegst Du noch immer früh genug.

und seine Gattin als eine wenig mehr als achtzehn Jahre alte Wittwe zurückgelassen hatte.

„Daß Sie uns verlassen müssen, Majestät," sagte sie mit ihren wunderbaren Augen zu ihm aufblickend, „ist mir sehr schmerzlich. Handelt es sich doch um ein Scheiden auf vier lange Wochen."

Der Kaiser zog nach kurzer Pause die Hand der schönen Frau an seine Lippen.

„Wie gern trüg' ich meinem Herzen Rechnung und bliebe, Natalie Pawlowna," erwiederte er. „Allein auch den Mächtigsten zwingen die Verhältnisse. Ich muß das Schwert ziehen, um diesen tollen Korsen in seinem Siegeslaufe aufzuhalten. Die Welt wartet auf mich; ich darf sie nicht warten lassen."

„Senden Sie Ihre Generale, Majestät, und Ihre in so viel Schlachten erprobten Truppen; wozu bedarf es Ihrer persönlichen Anwesenheit?"

„Das Auge des Herrn befeuert den Muth Derer, die hinziehen, ihr Blut auf den Schlachtfeldern zu lassen. Keiner meiner Ahnen versäumte eine derartige Gelegenheit, den Muth seiner Heerschaaren zu entflammen. Deshalb muß ich scheiden, doch ich kehre bald zurück, um Ihnen mein Herz zu Füßen zu legen."

Die schöne Frau zuckte leicht zusammen.

„Müssen es vier Wochen der Trennung sein?" fragte sie, und ein weniger befangener Zuhörer als der Zar hätte bemerken müssen, daß sie mit banger Erwartung der Antwort harrte.

„Es ist nicht die geringste Aussicht auf eine Abminderung der Frist."

„So leben Sie wohl, mein hoher Herr und Gebieter!"

„Leben Sie wohl, Natalie!" rief der junge Kaiser feurig, preßte einen glühenden Kuß auf die Hand der erröthenden Wittwe und verließ das Gemach.

Die Zurückgebliebene trat, als sie den kaiserlichen Wagen hatte wegfahren hören, vor den mächtigen Spiegel und betrachtete ihre reizende Gestalt.

„Vier Wochen frei," sagte sie leise und erleichtert aufathmend vor sich hin. „Vier Wochen — eine Spanne Zeit nur, aber doch mehr als genug, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und ich will glücklich sein und mich von diesem Zwang befreien. Ich habe Muth!"

— — — — — — — — — —

Zu ungefähr derselben Nachmittagsstunde gingen auf dem breiten Trottoir des Marsfeldes, eines der größten Plätze der Hauptstadt des russischen Reiches, zwei junge Offiziere vom Preobraschenski'schen Garderegimente Arm in Arm auf und ab.

Es waren ein Paar schlanke, vornehme Gestalten, Beide jung, kräftig und von jener sorglosen Art, die den Tag mit seinen Freuden empfängt und genießt, ohne sich besonders darum zu kümmern, was wohl der nächste bringen mag.

Diese sorglose Stimmung schien aber bei dem Einen der beiden Spaziergänger gerade heute etwas gelitten zu haben; sein Gesicht sah bleicher aus, als gewöhnlich und er vermochte kaum einen halblauten Seufzer zu unterdrücken. Sein Gefährte schien sich nicht ohne Vergnügen geraume Zeit an seiner Niedergeschlagenheit zu belustigen und sagte endlich mit halbem Lachen: „Ich verstehe Dich nicht, Kutusow. Seit Dich der Zar zu seinem Begleiter bestimmt hat, und Du Aussicht hast, in Kürze vor den Feind zu kommen, bist Du wie verwandelt. Wenn ich Dich nicht so gut kennen würde, ich hätte wahrhaftig Veranlassung, Dich für eine Memme zu halten."

Der Andere zuckte unwillkürlich zusammen.

„Nicht dieses Wort, Lescinski, und wenn es auch nur im Scherze wäre," entgegnete er hastig, indem eine jähe Röthe seine Wangen überzog. „Ich verstehe keinen Scherz im Punkte der Ehre."

„So will ich mich entschuldigen und Dich, als Dein Freund, gleichzeitig bitten, mir zu sagen, was Dir das Herz schwer macht."

Kutusow schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er. „Es gibt Dinge, die selbst der treueste Freund nicht erfahren kann. Betrachte mein Geheimniß als ein solches."

„Phrasen, Phrasen," entgegnete Lescinski. „Ich will Dir sagen, was Dir fehlt. Leugne es, wenn Du kannst: Du bist verliebt, Kutusow, und liebst, ohne Erhörung zu finden."

„Schweig, ich bitte Dich!"

„Wer hat denn diese ungeheure Flamme entfacht, an deren Gluthen Du verbrennst?"

„Keine Gewalt der Erde wird mir ihren Namen entreißen!"

„Vertrauen bringt Vertrauen! Ich will Dir entgegen kommen. Auch ich bin verliebt, Kutusow!"

„Du, Lescinski? Das sieht Dir ähnlich! Soll ich Dir sagen, wen Du liebst? Eine kleine Pensionärin aus der Erziehungsanstalt der Madame Neumann oder ein bürgerliches Schätzchen, eines Pelzwarenhändlers oder Apothekers Töchterchen aus dem westlichen Viertel. Ist es nicht so?"

„Da mußt Du viel besser rathen!"

Der Andere rieth von Stufe zu Stufe aufwärts, aber immer schüttelte Lescinski den Kopf. Endlich versetzte er: „Du bemühst Dich umsonst, es zu errathen, Kutusow. Höre es deshalb von mir. Ich liebe die schönste Frau in ganz Rußland."

Das Gesicht Kutusow's wurde von fahler Blässe überzogen, der Athem schien ihm zu stocken. Mit bebenden Lippen versetzte er: „Die schönste Frau im russischen Reiche ist —"

„Leise, leise!"

„Natalie Pawlowna Karaschnikow."

„Endlich nanntest Du den rechten Namen."

Kutusow schwieg. Die Zunge stockte ihm. Er wäre außer Stande gewesen, ein einziges Wort hervorzubringen.

„Nun, wie findest Du meine Wahl?" fragte Lescinski nach einer Pause.

„Ich finde," entgegnete der Andere mit einer Stimme, die jede Klangfarbe verloren hatte und fast heiser tönte, „daß Du bei Deiner Wahl eine Kleinigkeit außer Acht gelassen hast, die nämlich, daß Dir nur ein Kopf auf dem Halse gewachsen ist. Der Zar wird ihn Dir vor die Füße legen lassen."

„Pah," entgegnete Lescinski leichtsinnig, „so schlimm stehen meine Aktien noch nicht. Natalie ist untröstlich über die plötzlich erwachte Neigung des Zaren zu ihr und hat mir heilig und theuer versprochen, daß sie nur mir angehören werde, möge es kommen, wie es wolle. Sie hat ein Vermögen von fünfundzwanzig Millionen Rubel. Das ebnet uns alle Wege, und wenn man uns in Petersburg Hindernisse in den Weg stellt, nimmt man uns in Wien oder in Paris mit offenen Armen auf. Wenn der Kaiser fort ist, werden wir Alles ordnen. Du wirst natürlich schweigen, Kutusow."

„Ich werde schweigen um unserer Freundschaft willen."

Sie trennten sich. Lescinski ging nach den Regimentskasernen, Kutusow schritt langsam auf dem Trottoir weiter.

„Träume ich, oder wache ich!" murmelte er leise vor sich hin. „Ihm also galt der zärtliche Aufblick ihrer Augen, ihm das süße Lächeln mit ihrem Gesichte, ihm der lebhafte Gruß mit dem Fächer, wenn wir ihr begegneten. Er eroberte ihr Herz im Sturm, und ich, eingeschüchtert von dem kaiserlichen Nebenbuhler, schwieg. Soll ich meine Liebe ohne Kampf aufgeben? Niemals! Es wird sich ein Mittel finden lassen, auch in dieses Paradies die Schlange zu setzen."

2.

Am anderen Morgen reiste der Zar mit seinem Gefolge nach Moskau ab. Kutusow befand sich unter den zu seiner Begleitung bestimmten Offizieren.

Es war für ihn keine kleine und von Manchem arg beneidete Auszeichnung, daß der Zar persönlich die Anordnung getroffen hatte, er möge während des Aufenthaltes in Moskau zu Adjutantendiensten bei ihm herangezogen werden; der Kaiser war durch die Vorgesetzten des jungen Mannes auf diesen aufmerksam gemacht worden, die in ihrem Lobe über seine vortrefflichen allgemeinen und militärischen Kenntnisse ebenso übereinstimmten, als sie seine tadellose Führung lobend in den Vordergrund stellten.

Die Reise nach Moskau nahm fünf Tage in Anspruch, da man in jener Zeit zum Fortkommen sich lediglich der Pferdekräfte bedienen mußte. Doch verzögerten die Nachtquartiere, auf denen der Zar bestand, auch das Fortkommen erheblich.

Am Vormittag des sechsten Tages langte der Kaiser in Moskau an und bezog den Kreml, dieses altehrwürdige Riesenschloß der russischen Herrscher, woselbst das Hoflager aufgeschlagen wurde.

In der Stadt und in der nächsten Umgebung waren achtzigtausend Mann Soldaten zusammengezogen worden, die zunächst an die russische Grenze rücken sollten, um, so bald es nöthig wurde, von dort aus in die kriegerischen Aktionen einzugreifen.

Es war natürlich, daß das Zusammenfluthen einer so großen Menschenmasse mit Pferden, Geschützen, Munitions-, Gepäck- und Proviantwagen die Stadt in eine einzige große Kaserne verwandelt hatte. Der Kaiser fand ein reiches Arbeitsfeld; die Besichtigung der verschiedenen Truppenkörper, die Paraden, die öfteren Berathungen mit den Generälen nahmen seine Zeit gleich in den ersten Tagen in überreichem Maße in Anspruch.

Kutusow gebot in der gleichen Zeit über eine ziemlich unbeschränkte Muße, welche ihm gestattete, seinen heimlichen Plänen nachzuhängen.

Er war längst mit sich darüber einig, daß der Schlag, den er gegen die Liebenden in Petersburg führen wollte, nicht direkt von seiner Hand kommen dürfe, sondern daß er dazu die allmächtige Hand des Zaren gebrauchen müsse. Seine wilde Eifersucht gerieth zwar in wiederholten Zwiespalt mit seiner Ehre, und unschlüssig schwankte er hin und her, aber immer gewann zuletzt die blinde Leidenschaft, das Herz mit seinem wilden Toben die Oberhand, und die allmächtige Liebe besiegte den Verstand. Wie? Sollte er sich den Preis des Sieges davontragen lassen, ehe er nur den Versuch gemacht hatte, denselben für sich zu gewinnen? Er hatte in bittere Erfahrung gebracht, wie weit er bei aller Gluth seiner Gefühle mit dem Zaudern und Zögern gekommen war; jetzt galt es, durch die kecke That zurückzugewinnen, was durch ängstliche Bedachtsamkeit schon halb verloren war, oder doch wenigstens da eine Trennung herbeizuführen, wo eine Vereinigung in aller Kürze in Aussicht stand. Er sagte sich, daß seine Handlungsweise ein Verrath an der Freundschaft sei, aber gleichzeitig tröstete er sich mit dem Gedanken, auch Lescinski habe kaum anders gehandelt, als er seiner Freundschaft das gefährliche Geheimniß, das nicht ihm allein gehörte, anvertraute. Auch sein Mannesstolz hatte einen nicht unbeträchtlichen Antheil

an seinem letzten Entschlusse; er verglich sich mit dem Knaben Lescinski, wie er trotz des kaum nennenswerthen Altersunterschiedes zwischen ihnen den Freund nannte, und sogleich stand vor seiner Seele die sichere Gewißheit, daß kein Weib zögern könne, ihre Wahl auf ihn selbst zu lenken, sobald er gemeinsam mit Jenem in die Schranken trete.

Armer Thor, er kannte das Frauenherz nicht!

Aber aus allen diesen Erwägungen entstand die That. Die Art und Weise, wie er dem Zaren eine Mittheilung machen wollte, hatte er reiflich überlegt. Offenbar bedurfte es weder der Angabe eines Namens, noch der Thatsachen; bei der Leidenschaft, die der Kaiser für Natalie hegte, mußte ein Funke des Argwohns, der klug in seine Seele geworfen wurde, vollkommen genügen, um ihn in helle Flammen zu setzen.

So war er sich über den Inhalt seiner Mittheilung bald völlig klar; aber auch aus der Abfassung derselben sollte sich nicht erkennen lassen, wer der Warner sei. Um das zu erreichen, griff Kutusow zu folgendem Mittel.

Er schnitt aus Zeitungen sorgfältig alle die einzelnen Buchstaben, deren er zu seiner Mittheilung bedurfte, heraus und klebte sie in regelmäßigen Reihen, zu den erforderlichen Worten zusammengestellt, auf einen weißen Bogen Papier. Mit diesem Machwerk in der Tasche erwartete er mit sehnsüchtigem Herzen den günstigsten Augenblick, um es, ohne daß ein Verdacht auf ihn selbst fiele, in die Hände des Zaren zu spielen. Er hatte dabei nicht außer Acht gelassen, daß es nothwendig sei, den tückischen Angriff so rechtzeitig in's Werk zu setzen, daß der Kaiser zu einem raschen, von Niemanden geahnten Abbruch seines Aufenthaltes in Moskau veranlaßt wurde; denn nur eine ungeahnte Ueberraschung der Liebenden konnte eine augenblickliche Zerstörung des ihm unbequemen Herzensbundes herbeiführen.

Und rascher, wie er selbst vermuthete, nahten sich seine Pläne ihrer Verwirklichung.

Am sechsten Tage des Moskauer Aufenthaltes wurde er zu Adjutantendiensten beim Zaren für den nächsten Tag beordert.

Er war bei früher Zeit in den Vorgemächern. Der Kammerdiener nahte sich ihm und flüsterte ihm zu, Majestät hätten sich bereits erhoben und nähmen eben die Chokolade ein. Kutusow wurde unruhig.

Wo zum Teufel blieb denn die Mappe aus der Kanzlei, welcher er seine Warnung anvertrauen wollte! Wenn ihn der Kaiser rufen ließ, ohne daß die Mappe gekommen war, so mußte er diesmal die günstige Gelegenheit ungenützt verstreichen lassen.

Da kam endlich die Ordonnanz und brachte die Mappe. Kutusow hatte kaum Zeit, das verhängnißvolle Papier in derselben zu bergen, als aus dem Kabinet des Kaisers die Klingel tönte.

Mit der Mappe in der Hand trat er bei dem Gebieter ein, den er mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Guten Morgen, Kutusow," sagte der Zar. „Bringen Sie mir die Neuigkeiten vom Tage?"

„Mit meinem unterthänigsten Morgengruße, Eure Majestät," entgegnete der Offizier und schlug die Mappe vor dem an seinem Schreibtisch sitzenden Kaiser auf, so daß dieser ohne Mühe von ihrem Inhalte Kenntniß nehmen konnte.

Schriftstück für Schriftstück nahm der Zar und las es prüfend durch, versah es mit einer Randbemerkung oder legte es bei Seite. Endlich gelangte er an das Machwerk Kutusow's. Er schlug das Papier auseinander und las:

„Traue nicht der Fernen, Herr. Man betrügt Dich. Weiberherz ist wandelbar — nicht immer den Großen dieser Erde wendet es sich zu. Traue der Fernen nicht."

Das Gesicht des Lesenden wurde tief ernst, eine finstere Wolke legte sich auf seine Stirn. Er winkte mit der Hand, und der Adjutant trat nach tiefer Verbeugung in's Vorzimmer zurück. Aber er hatte zuvor wohl gesehen, welchen Eindruck die Warnung auf den Monarchen gemacht hatte, und wie heftig seine Hand zitterte, in der er das verhängnißvolle Papier hielt.

Nach kurzer Zeit rief der Ton der Klingel den Offizier wieder zu dem Kaiser. Alexander saß noch immer vor seinem Schreibtische; er hatte den Kopf leicht in die Hand gestützt und blickte nach dem Fenster, wodurch sein Gesicht wenigstens theilweise dem beobachtenden Blicke des Adjutanten entzogen wurde.

„Aus wessen Händen empfingen Sie diese Mappe?" fragte er mit einem Tone, der dumpf und grollend aus seiner Brust aufstieg.

„Aus den Händen der Ordonnanz, Eure Majestät," antwortete der Offizier fest, ohne daß ein Muskel in seinem Gesichte zuckte.

„Wie lange blieb die Mappe in Ihrem Besitze?"

„Nur so lange, als der Weg von dem Vorzimmer zu Eurer Majestät Zeit erforderte. Denn ich empfing sie von der Ordonnanz genau in demselben Augenblicke, als die Klingel im Kabinet Eurer Majestät ertönte."

„Kennen Sie dieses Blatt?" fragte der Zar, sich rasch nach dem Offizier umwendend und ihn mit vollem Blicke messend, indem er ihm gleichzeitig das verhängnißvolle Papier vor die Augen hielt.

„Nein, Eure Majestät, ich sah es nie zuvor," erwiederte Kutusow mit einer Kälte und Besonnenheit, die er an sich selbst bewunderte.

Es trat eine Pause von fast einer Minute ein. Dann endlich unterbrach der Zar das Schweigen.

„Senden Sie sofort eine Stafette von hier nach Petersburg," sagte er, „die auf allen Stationen Pferde für mich bestellt. Auf der letzten hat sie zu warten. Ich werde noch heute Mittag nach meiner Hauptstadt abreisen; dringende Geschäfte rufen mich zurück. Sie sollen mein Begleiter sein, Kutusow, sonst Niemand. Halten Sie sich zu der angegebenen Stunde bereit."

Ein Wink mit der Hand entließ ihn.

3.

Es war eine tolle Fahrt, die Reise von Moskau nach Petersburg.

Der Zar schien vergessen zu haben, daß er auch einen Körper habe, denn in rastlosem Jagen ging es von Station zu Station, ohne anderen Aufenthalt, als beim Pferdewechseln eben nöthig war. Ohne Ruhe, ohne Schlaf, kaum mit einem Mundvoll Speise und einem Tropfen Wein hastete der Gebieter Rußlands weiter, als sei er auf der Flucht.

Eine nervöse Unruhe hatte sich des Zaren bemächtigt, die Eifersucht hatte ihre Krallen in sein Herz geschlagen.

Was Kutusow auf dieser Fahrt dicht an des Gemarterten Seite ausstand, entzieht sich vollkommen der Beschreibung Jetzt, wo die That gethan, und keine Umkehr mehr möglich war, erwachte er aus seiner Verblendung, und sein ursprünglich edles, von der Leidenschaft nur für kurze Zeit irre geleitetes Herz zitterte vor der Katastrophe, die den Freund vernichten mußte. Er war ein elender Verräther — dieses Bewußtsein war die schlimmste Strafe für ihn; er mußte selbst das Unheil mit ansehen, das er gestiftet.

In sechsundfünfzig Stunden erreichte man Petersburg. Es war um acht Uhr Abends und bereits vollständig dunkel. Als der Wagen auf den Newski-Prospect einbog, winkte der Kaiser, daß angehalten werde, und stieg aus.

„Folgen Sie mir, Kutusow," sagte er.

Wortlos schritt der Zar, seinen Adjutanten hinter sich, die lange prachtvolle Häuserzeile hinab, bis sie vor den Palast der Wittwe Karaschnikow gelangten. Als sie in die Halle traten, wollte der Portier die gewohnte Anmeldung rufen, allein ein Wink des Kaisers hielt ihn davon ab.

„Erwarten Sie mich hier!" lautete darauf der kurze an den Adjutanten gerichtete Befehl.

Der Kaiser schritt die mit dichten Teppichen belegte Treppe hinauf. Sein Tritt war unhörbar; der obere Korridor war leer. Als er in den Vorsaal trat, fand er auch dort Niemanden. Die Herrin mußte die Diener mit Absicht fortgeschickt haben.

Der Kaiser stand vor dem Gemach der schönen Wittwe, demselben, worin er von ihr Abschied genommen hatte; aus dem Zimmer tönte das glückliche Lachen einer hellen Frauenstimme an sein Ohr, dem die tieferen Töne einer männlichen Stimme antworteten. Der Kaiser zuckte heftig zusammen und stieß die Flügel der Thür auf.

Natalie Pawlowna saß auf ihrem alten Platze, hatte ihre schönen Arme zärtlich um den Hals eines jungen Offiziers geschlungen und drückte ihre süßen Lippen fest auf seinen Mund, der ihr nur zu bereitwillig entgegen kam.

Dieser Anblick, der sich dem Kaiser bot, verwandelte sich in der nächsten Sekunde in einen ganz anderen. Die Dame stieß einen lauten Schrei aus und fiel wie leblos zurück. Der Offizier aber sank in die Kniee und rang vergeblich nach Worten.

Der Zar warf keinen Blick auf die Ohnmächtige. Sein Auge blieb einen Augenblick zornfunkelnd auf dem Knieenden haften. Seine Hand zuckte nach dem Degen an seiner Seite.

Doch nur einen Augenblick. Dann legte er die Hand stöhnend an die Stirn, seine ganze Gestalt bebte, man sah, wie seine Seele rang mit der Leidenschaft.

Doch der leidenschaftliche Mensch in ihm unterlag, der Kaiser blieb Sieger.

Hoch richtete er sich auf, und wie Stahl klang seine Stimme: „Stehen Sie auf, Lieutenant Lescinski; ich kann Ihnen nicht verbieten, die Schönheit anzubeten, und wenn Sie vermeinen, mich gekränkt zu haben, so verzeihe ich Ihnen."

Der Offizier erhob sich.

„Sie werden es begreiflich finden," fuhr der Zar fort, „daß es in meinen Wünschen liegt, die eben abgespielte Scene möchte eine würdigere Nachfolgerin haben! Man wird Sie morgen Vormittag um elf Uhr auf kaiserlichen Befehl mit der Wittwe Karaschnikow zusammengeben. Sind Sie hierzu bereit?"

„Zu Befehl, Majestät," stotterte der fassungslose Lescinski.

Der Zar wandte sich um und verließ ohne ein weiteres Wort das Gemach auf demselben Wege, auf dem er gekommen war. Er hatte Natalie Pawlowna nicht mit einem einzigen Blicke gestreift.

Als er wieder unter das Portal trat, sagte er zu dem ihn erwartenden Kutusow: „Ich entbinde Sie von meiner weiteren Begleitung und beauftrage Sie, der morgen früh um elf Uhr erfolgenden Trauung des Lieutenants Lescinski mit der Wittwe Karaschnikow in der Peter-Paul-Kathedrale beizuwohnen und mir zu melden, sobald dieselbe erfolgt ist."

Ein Wink mit der Hand, und der Kaiser verließ den Palast.

Das war der Lohn für den Verrath! Kutusow war umsonst an dem Freunde zum Schurken geworden, statt die Liebenden zu trennen, hatte er ihre Vereinigung befördert.

Der Zar hat die Gattin des Lieutenants Lescinski niemals wieder gesehen. Das Paar verließ wenige Tage nach seiner Verehelichung Petersburg. Später lebten Beide in Wien und Paris und führten ein glänzendes Haus.

Nie haben sie erfahren, welcher Intrigue sie eigentlich ihre Vereinigung verdankten. Kutusow aber hat sich selbst niemals seine ehrlose That vergeben. Er fiel im Jahre 1812 im Kampfe gegen die „große Armee" des in Rußland einbrechenden Napoleon.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Da capo! — Im Jahre 1700 reiste Philipp V. durch Monte l'Heri, um in Madrid den Thron von Spanien zu besteigen. Der Bürgermeister von Monte l'Heri kam ihm mit den übrigen Behörden der Stadt entgegen und sprach: „Die langen Reden, Sire, sind ebenso ermüdend für den Redner, als langweilig für den Zuhörer. Erlauben Sie mir daher, Ihnen ein kleines Lied zu singen."

Der Bürgermeister sang nun in der That mit wirklich klangvoller Stimme einige Stanzen zur Ehre des Monarchen, die denselben so ergötzten, daß er „Da capo!" rief.

Der Bürgermeister wiederholte das Lied, und der König befahl darauf, man solle ihm zehn Louisd'or auszahlen. Schnell rief nun auch der Bürgermeister: „Da capo!' und Philipp, sich an dem Scherze höchlichst ergötzend, ließ ihm denn auch sofort die Summe nochmals auszahlen. [C. T.]

Wie man zu einer Frau kommt, davon gab der bekannte einstige Präsident der nordamerikanischen Union, Jackson, ein originelles Beispiel. Er wohnte in einem Hause, wo er durch die Mißhandlungen, welche ein benachbarter „Gentleman" fast täglich an seiner Frau beging, beim Arbeiten gestört wurde. Er verbat sich diese Störungen schließlich sehr energisch. Der Ehemann forderte ihn, Jackson erschoß den Wütherich und — heirathete die Wittwe mit der er vordem noch keine drei Worte gewechselt, die er aber um so öfter weinen und klagen gehört hatte. Die Ehe wurde übrigens eine außerordentlich glückliche. [Kl.]

Der Wiedehopf.

Der Wiedehopf.

(Mit Abbildung.)

Einer unserer beweglichsten Vögel ist der Wiedehopf, sehr unpoetisch aber treffend auch der Stinkhahn genannt, gekennzeichnet durch sein buntes Gefieder, das aus Lehmgrau, Schwarz und Gelblichweiß gemischt ist, und durch seinen dunkelrostgelblichen Federbusch, den er gewöhnlich spitz nach hinten gelegt trägt (siehe unsere Abbildung rechts), aber nach Belieben aufrichten kann. Die Weibchen haben etwas schmutzigere Farbe als die Männchen. Der Wiedehopf ist vorzugsweise Insektenfresser und hält sich daher nur im Sommer bei uns auf, tritt Ende August oder in der ersten Hälfte des September die Wanderung nach Nordafrika an und ist dort und namentlich in Egypten das ganze Jahr über in Menge zu finden. Bei uns sieht man ihn gewöhnlich paarweise und kann dann darauf zählen, daß er in der Nähe in einem hohlen Baume oder Mauerloch sein schmutziges Nest hat, worin er seine unreine Brut heranzieht. Einen unreinlicheren Vogel als den Wiedehopf gibt es kaum, und daher stammt auch der Name Stinkhahn oder Stinkvogel, mit dem ihn das Volk in manchen Gegenden belegt.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 1:
Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne geziemt, festhalten ist die Tugend des Weibes.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

1) Klaus, 2) Rangun, 3) Eiland, 4) Schwiele, 5) Serail, 6) Brandenburg, 7) Braun, 8) Gehirn, 9) Insel, 10) Malaie, 11) Ladendiener, 12) Tadel.

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Die neuen Wörter nennen: 1) einen der vier Evangelisten, 2) ein europäisches Land, 3) einen Propheten, 4) einen Fluß, 5) einen biblischen Namen, 6) einen in Bergwerken nicht seltenen Unglücksfall, 7) einen männlichen Vornamen, 8) einen Fisch, 9) eine Frucht, 10) einen weiblichen Vornamen, 11) ein Königreich, 12) die Mündungsform vieler Flüsse.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen beliebten deutschen Dichter. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 3.

Charade.

Auf der hohen Ersten wandeln,
Deren Haupt die Zweite schmückt.
Von der Ersten schallt das Ganze,
Das des Hörers Ohr entzückt.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösungen von Nr. 1: des Logogriphs: Jahn — Jahr; des Räthsels: Druck.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.